

INTIMATE – Präsentation der Edition, Sommer 2014

Herta Müller als möglicher Gast: Ein Eindruck zum Kennenlernen

Drei Zitate zur Einführung:

„Ich habe mir nie vorgenommen zu schreiben. Ich habe damit angefangen, als ich mir nicht anders zu helfen wusste, als die Schikanen gegen mich immer unerträglicher wurden. Mein Vater starb damals, und ich wusste nicht mehr, wo ich stehe und wer ich eigentlich bin. Als ich zum Staatsfeind gemacht worden war, distanzierten sich die Kollegen in der Fabrik von mir, sie mieden mich, und so wurde ich in die Einsamkeit hineingetrieben. Das hat wehgetan, und da habe ich angefangen zu schreiben, über dieses Nitzkydorf, wo ich herkam, über die Bauern, die da schon seit 300 Jahren leben und dort immer geblieben sind. Aus dem Dorf heraus führten nur die großen Katastrophen, die Weltkriege und die Deportationen. Und wer das überlebt hatte, der kehrte, wie von einem Magneten angezogen, wieder in sein Dorf zurück.“

„Bücher über schlimme Zeiten werden oft als Zeugnisse gelesen. Auch in meinen Büchern geht es notgedrungen um schlimme Zeiten, um das amputierte Leben in der Diktatur, um den nach außen geduckten, nach innen selbstherrlichen Alltag einer deutschen Minderheit und um deren späteres Verschwinden durch die Auswanderung nach Deutschland. Für viele sind meine Bücher somit Zeugnisse. Ich aber empfinde mich im Schreiben nicht als Zeugin. Ich habe das Schreiben gelernt vom Schweigen und Verschweigen. Damit begann es.“

"Ich glaube, ich bin mit einem Ekel am Leben geboren worden. Ich wuchs nicht auf, ich wurde erzogen. Nichts durfte man, man mußte alles [...] Meine Mutter wollte, daß ich Schneiderin lerne. Sie wollte, daß ich die Aufnahmeprüfung ins Lyzeum nach Temeschwar nicht bestehe. Und auch auf die Hochschule nicht. Wenn sie jetzt unter dem, was ich schreibe, im Dorf zu leiden hat, hält sie mir meine Schulen vor. Mit diesem Dorf im Kopf kam ich in die Stadt. Ich war lange Zeit völlig auf mich zurückgeworfen. Ich konnte keine Kontakte aufnehmen, ich konnte nicht reden mit den Leuten. Ich schrieb Gedichte, um mich zu vergewissern, daß ich eine Sprache habe, daß es mich gibt. Ich begann, meine Kindheit systematisch abzubauen." (Unbekannte Quelle.)

Diese drei Zitate der Autorin und Nobelpreisträgerin Herta Müller bezüglich ihrer ersten Schreibversuche inmitten einer bäuerlichen und als repressiv empfundenen Umgebung, schildern den existenzialistischen Wert des Schreibens als letztendliche Selbstvergewisserung inmitten einer isolierten Parallelgesellschaft.

In einer Grenzregion aufgewachsen, hat Müller die Künstlichkeit dieser Grenzen und zugleich ihre Verschiebbarkeit erfahren. Aus dem Nebeneinander von Sprachen und Kulturen erwuchs ein peu à peu erlernter Blick auf Sprache

und ihre poetischen Möglichkeiten als auch deren Limitationen.

Herta Müller wurde am 17. August 1953 in Nitzkydorf im Kreis Temeschwar im lange Zeit deutschsprachigen Banat in Rumänien geboren.

Nach der Begegnung mit der Literatenvereinigung "Aktionsgruppe Banat" zu Zeiten ihrer Ausbildung am Lenau Lyzeum in Temeschwar, fand Müller zunehmend den Zugang sowohl zur gesprochenen Sprache als auch zur Literatur, denn "die Leute von der Aktionsgruppe Banat hatten mehr und andere Bücher als man sonst im Land bekam, und sie gaben sie mir zum Lesen, stückweise, nacheinander, wie einer, die später dazukommt und etwas nachzuholen hat." Sie fühlte sich der Gruppe zugehörig, akzeptiert und fing nach dem Tod ihres Vaters das Schreiben ernsthaft an. "Mit denen bist du genauso, wie sein willst. Das Schreiben fing ich nach dem Studium wieder an, als mein Vater gestorben und ich Übersetzerin war in einer Fabrik." (Unbekannte Quelle.) Dieser Arbeit konnte Müller jedoch nur etwa drei Jahre nachgehen; sie wurde wegen abgelehnter Securitate-Tätigkeit erst im Betrieb diskriminiert und schließlich entlassen.

"Ich habe mein erstes Buch in der Fabrik geschrieben mit sechs oder sieben anderen Leuten im Büro, wo hier die ganze Zeit ein- und ausgegangen wurde. [...] Ich wurde auch immer so müde, wenn ich von dieser Fabrik nach Hause kam. Insofern wäre ich ja nie zum Schreiben gekommen, wenn ich mir nicht in dieser Fabrik einen Freiraum für mich genommen hätte. Vielleicht war das auch eine Kompensation für diese Arbeit, zu der ich überhaupt keine Beziehung hatte. [...] Ich habe nie einen Mythos gemacht, nie eine sogenannte höhere Beschäftigung. Das wäre in meinen Lebensumständen auch gar nicht möglich gewesen. Ich wollte eigentlich keine Schriftstellerin werden und hatte immer völlig andere Vorstellungen von mir. Für mich war es immer eine Arbeit, zu der ich gestolpert bin." (Unbekannte Quelle.)

Im Rumänien dieser Zeit fand sich nicht nur Herta Müller in einer schizophrenen Konfliktsituation gefangen: ethnisch als Angehörige der deutschen Minderheit im rumänischen Banat (ohne genau über die Herkunft ihrer Ahnen Bescheid zu wissen), politisch in Opposition zum kommunistischen Staat (unabhängig jeglicher nationaler oder ethnischer Zugehörigkeit), literarisch in Widerspruch zu den Wertvorstellungen der Mehrheit der Banater Schwaben und ihrer präferierten Heimatautoren (wozu sollten Großbauern lesen sollen, diese waren in der Tat den ganzen Tag auf den riesigen Feldern arbeiten). All diese Erfahrungen schlugen sich in ihrem Debutband "Niederungen" (Bukarest 1982, Berlin 1984) nieder, in welchem in zum Teil sehr kurzen Texten das Leben auf dem Dorf, seine Traditionen, Normen und Anachronismen, die Moralvorstellungen und überkommenen Strukturen thematisiert wurden. Obwohl die darin zum Ausdruck gebrachten Beobachtungen vielen Landsleuten als verräterisch und verleumderisch galten und die ihr eine "bewußte Demontage deutscher Wervorstellungen" unterstellten, avancierte Müller damit - auch durch anschließende Literaturpreise unterstützt - zu einer schon damals bekannten deutschsprachigen Autorin.

"Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt" erschien 1986 und kann als

Chronik einer Ausreise verstanden werden. 1987 schloß mit "Barfüßiger Februar" eine Abrechnung mit dem Ceausescu-Regime an, gefolgt von "Reisende auf einem Bein" von 1989, der sich mit dem Ortswechsel, dem Wieder-Anders-Sein - nun angekommen in West-Berlin -auseinandersetzt. Der Alltag in einem totalitären System ist Thema ihres Romans "Der Fuchs war damals schon der Jäger" (1992). "Herztier" (1994) beschreibt das Leben der Oppositionellen in Rumänien. 2003 veröffentlichte sie einen Essay-Band mit dem Titel "Der König verneigt sich und tötet" und 2005 die Text-Bild-Collagen "Die blassen Herren mit den Mokkatassen". Mit ihren Texten, so betont die Autorin, wolle sie ausdrücken, wie Diktaturen Menschen ihrer Würde beraubten.

„Atemschaukel“, der im Herbst 2009 erschienene und nun gewiss erfolgreichste Roman von Herta Müller, ist auch jenes Buch, das der Autorin bislang das meiste abverlangt hat. Atemschaukel beginnt das Ungefähre einer Bedrohung vor dem Hintergrund zivilisatorischer Brüche im Banat zu schildern, welches anfänglich von den Leuten noch im Waggon kollektiv verspottet und besungen wird, sich jedoch als konkreteste aller menschlichen Erfahrungen herausstellen sollte: Verschleppung, Rache, Hunger, körperliche Zwangsarbeit, Tod, Selbstaufgabe, Scham, Heimweh und vieles mehr.

Herta Müllers Mutter war wie ca. 80.000 weitere Rumäniendeutsche Januar 1945 in die Ukraine zur Zwangsarbeit deportiert worden; nach ihrer Rückkehr blieb das Lagerbewusstsein zurück und entwickelte sich zum treibenden Faktor einer gebrochenen und verschwiegenen Person. So schlich sich die unbewältigte Lagererfahrung der Mutter allmählich ins kindliche Bewußtsein und wurde der erwachsenen Autorin lange Zeit später zum Stoff dieses Werkes.

In der Begründung der Nobel-Jury wurde hervorgehoben, Herta Müller habe politischem Terror kompromisslos widerstanden und verdiene den Nobelpreis "für den künstlerischen Gehalt dieses Widerstands. [...] In ihrer Prosa findet sich eine sprachliche Energie, die uns von Beginn an mit einbezieht. Es steht etwas auf dem Spiel, bei dem es um Leben und Tod geht." In der Laudatio auf Müller wurde weiter ausgeholt: "Ihr Werk ist ein Kampf, der weitergeht und weitergehen muss, eine Form des unwiderruflichen Gegen-Exils. [...] Sie [Herta Müller] haben uns Wörter gegeben, die uns unmittelbar und tief ergreifen." Atemschaukel insbesondere sei geprägt von "unendlicher Einfühlung und dem unsentimentalem Blick" der Preisträgerin, konstatierten die Juroren.

Paul Celan (der wie Müller aus einem polyglotten Teil Nordrumäniens stammte, der Bukowina) sagte 1958, als er seinen ersten Preis, den Literaturpreis der Stadt Bremen, erhielt, in seiner Dankesrede:

„Erreichbar, nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: die Sprache. Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja, trotz allem. Aber sie musste nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch

und durfte wieder zutage treten, ‚angereichert‘ von all dem.“

Als Celan dieses poetologische Credo ablegte, in dem er sich zu der Sprache der Nazis als einer verwandelten, durch die Hölle der Erinnerung gewissermaßen geläuterten und dennoch mit dem Schrecken verseucht bleibenden Sprache bekannte, wuchs die damals fünfjährige Herta Müller im deutschsprachigen rumänischen Banat auf. Wenn sie in den Tagen nach Bekanntgabe ihrer Nobelpreisauszeichnung als „Meisterin der schrecklichen Vergegenwärtigung“ und „Aktivistin des Leidens“ etikettiert wurde, die die Schrecken der Diktatur beschreibe und "Landschaften der Heimatlosigkeit" bebildere, dann wird ihr damit unweigerlich eine Nähe zu Paul Celan unterstellt, der trotz allem seine Heimat in der deutschen Sprache suchte und vielleicht auch - zumindest zeitweise - fand. Bei allen Zweifeln an den Möglichkeiten der Sprache, bleibt sie doch die einzige Möglichkeit, um Unsagbares festzuhalten, um sich mitzuteilen und sich so seine Existenz zu beweisen.

Herta Müller bedient sich ebenso wie Celan in ihren Texten einer poetischen, metaphernreichen Sprache als Mittel das grausam Unsagbare anzusprechen und vor allem dazu, darum zu kreisen und in dieser Auseinandersetzung Ausdauer zu beweisen.

„Der Nullpunkt ist das Unsagbare. Wir sind uns einig, der Nullpunkt und ich, dass man über ihn selbst nicht sprechen kann, höchstens drum herum. Das aufgesperrte Maul der Null kann essen, nicht reden.“ (Atemschaukel)

Von Deutsch als Herta Müllers „Muttersprache“ zu reden, bedeutet, ihre komplexe Herkunftsgeschichte zu simplifizieren. Im Nachbardorf ihres Geburtsortes wurde Ungarisch gesprochen, im weiteren Umland Rumänisch. Diese Landessprache lernt sie erst mit fünfzehn, als sie nach Temeschvar, rumänisch Timisoara, geht, um Germanistik und rumänische Literatur zu studieren. Vielleicht spiegelt diese Fächerkombination in etwa den Versuch, zwei Sprachen und damit zwei kulturelle Systeme in der eigenen Person reflektierend oder gar versöhnend zusammenzufügen.

"Ich setzte mich an den Tisch und wartete auf Mitternacht. Und Mitternacht kam, aber die Patrouille hatte Verspätung. Drei Stunden mussten vergehen, das hielt man fast nicht aus. Dann waren sie da. Die Mutter hielt mir den Mantel mit dem schwarzen Samtbündchen. Ich schlüpfte hinein. Sie weinte. Ich zog die grünen Handschuhe an. Auf dem Holzgang, genau dort, wo die Gasuhr ist, sagte die Großmutter: ICH WEISS DU KOMMST WIEDER. Ich habe mir diesen Satz nicht absichtlich gemerkt. Ich habe ihn unachtsam mit ins Lager genommen. Ich hatte keine Ahnung, dass er mich begleitet. Aber so ein Satz ist selbständig. Er hat in mir gearbeitet, mehr als alle mitgenommenen Bücher. ICH WEISS DU KOMMST WIEDER wurde zum Komplizen der Herzschaufel und zum Kontrahenten des Hungerengels. Weil ich wiedergekommen bin, darf ich das sagen: So ein Satz hält einen am Leben."

Ein kurzer Hoffnungssatz, der Ausspruch der Großmutter: "Ich weiß, du kommst wieder." während des nächtlichen Abschieds, brennt sich als einzige Verbindung in die Heimat und als Überlebensmantra in die Gedanken des

Protagonisten ein. "Oskar hat mir gesagt, dieser Satz habe ihn am Leben gehalten." (Die Zeit. 15.10.2009. Interview von Ulrich Greiner.)

„Kochrezepte erzählen ist eine größere Kunst als Witze erzählen. Die Pointe muss sitzen, obwohl sie nicht lustig ist. Hier im Lager beginnt der Witz schon mit: MAN NEHME. Dass man nichts hat, das ist die Pointe. Aber die spricht niemand aus, Kochrezepte sind die Witze des Hungerengels.“ „Ich esse einen kurzen Schlaf“, sagt Leo einmal. Andere essen Sand oder Kot, beneiden gelähmt die Wachhunde um ihre abgenagten Knochen, bestehlen die eigene todkranke Frau oder verhungern schließlich.

Der allgegenwärtige Hunger, mit der stets in Gedanken rekapitulierten ökonomischen Formel "1 Schaufelhub = 1 Gramm Brot", löst halluzinatorische Projektionen aus: „Jeder Gegenstand gleich in Länge, Breite, Höhe und Farbe dem Ausmaß meines Hungers.“ Zugleich nötigt der Hunger zu einer nüchternen, aller Illusionen beraubten existentiellen Bestandsaufnahme des eigenen Selbst: „Die Anteilnahme am Hunger der anderen ist null, mithungern kann man nicht.“ Denn selbst der „eigene Hunger ist für jeden eine fremde Macht“. Und darum schließlich gesellt sich der von Oskar Pastior geprägte Hungerengel ins Lagerdasein und weicht selbst nach der Rückkehr ins Heimatdorf nicht mehr von der Seite der Menschen.

[TASCHENTUCH REDE]

Müller wurde wegen ihrer poetischen Sprachgebilde, wegen der lakonischen Schilderungen des alltäglichen Terrors und Selbstentwürdigung der Lagerinsassen im Vorfeld der Nobelpreisvergabe stark angegriffen. So bezeichnete man ihre Prosa als „parfümiert und kulissenhaft“ und monierte, wie in einem Artikel der ZEIT geschehen, ihre sprachliche Übertragungsleistung als „durch ihren poetischen Pinsel aufgemöbelt und dekoriert.“ diese Art der Vergangenheitsbewältigung sei „unernst“ und geprägt durch „unverbindliche Virtuosität“.

Am Ende ist es vielleicht beides zugleich: die Schönheit, die dem Schrecklichen ebenso innewohnt wie jedem Schrecken die Schönheit. Auch Herta Müller schweigt ja nicht angesichts des erfahrenen Schreckens, sie möchte sich nur nicht mit der erstbesten Anschuldigung zufriedengeben. Sie ist aber auch sicher nicht, wie es etwa in der Berliner „Tageszeitung“ hieß, dessen „Chronistin“. Indem sie über ihn - oder besser: aus ihm heraus - schreibt, überlässt sie ihm nicht das letzte Wort. Sie "schreibe keine Historie und keine Zeitzeugenberichte, ich betreibe keine Aufklärung", fasst sie selbst ihre Arbeit zusammen. "Ich mache Literatur. Ich habe das Problem, dass ich immer wieder besessen werde und Literatur machen muss." (börsenblatt. 1.11.2011. Irene Binal.)

Aufgrund der öffentlichen Beachtung dieses verschwiegenen geschichtlichen Ereignisses durch die Vergabe des Nobelpreises, freue es Herta Müller, "dass die Behandlung [des] Themas belohnt wird, bei dem es immer um Diktatur geht, um das planmäßige Zerstören des Einzelnen, der in der totalitären Gesellschaft überhaupt nichts zählt.“

Abseits ihrer poetischen Tätigkeit, war Müller zeitweise auch als Gastdozentin in Paderborn tätig. Die Titel ihrer Vorlesungen, wie "Wie Wahrnehmung sich erfindet", "Wie Erfundenes sich im Rückblick wahrnimmt", "Der ganz andere Diskurs des Alleinseins", "Gegenstände, wo die Haut zu Ende ist" etc. sind auch als eine Annäherung an den Wissenschaftsbetrieb und als theorieaffiner Einblick in die Schreibwerkstatt Müllers zu sehen.

In Bezug zur Verwurzelung innerhalb einer Sprachlandschaft ist zunächst die Diglossie, die Doppelkompetenz von Dialekt und Hochsprache, sowie die allgemeine Mehrsprachigkeit ihrer Herkunftsregion, z.B. in der Kombination Deutsch-Rumänisch-Ungarisch-Serbisch-Zigeunerisch hervorzuheben. Nicht unwichtig ist ebenso die praktizierte Trennung zwischen Dialekt und Hochdeutsch, das als Geleichenheitssprache in der Kirche, der Schule meist un gelenkt und hilflos, jedoch nicht in der dörflichen Gemeinschaft zur Anwendung kam - das irrtümlich als Hochdeutsch bezeichnete Idiom, welches eine Mischung aus Dialekt und Hochsprache war, wurde aufgrund seiner Konnotation als Sprache der Autoritäten und Städtern als "herrisch" verpönt und gemieden. Sofort wurde man in den kleinsten Details der Aussprache entlarvt und zurechtgewiesen.

Hinsichtlich der Diskrepanz verschiedener Sprachen meint Müller, "[j]eder schreibt doch anders als der andere, und ich glaube, das muß auch nicht meine Sorge sein. Ich finde meine Sprache durch Themen, und meine Themen finden sich durch meine Sprache. Wie das im einzelnen funktioniert, möchte ich so genau gar nicht wissen. [...] Im Schreiben stehe ich zwischen zwei Sprachen, dem Deutschen und dem Rumänischen. Auch wenn das Rumänische nicht meine Muttersprache ist, so ist es in vielen Dingen für mich doch ungewollt ein sehr großer Vorteil, nicht nur über den Wortschatz, sondern auch über die Bilder, die in beiden Sprachen enthalten sind, verfügen zu können." (zitiert nach: Lepre, Gabriela: *La letteratura rumeno-tesca d'oggi*. Unveröffentlichte Magisterarbeit. Rom. S. 80. Interview am 12.12.1991 in der Villa Massimo)

Herta Müllers sprachlich-stilistische Besonderheiten liegen vor Allem in einem konstitutiven Spannungsverhältnis zwischen Sprache und Auslassung, Mitteilung und Schweigen. Formal tendieren die Texte zum Fragmentarischen, zum Bruchstückhaften, zum Kleinteiligen und nicht zuletzt zur Wiederholung, welche Bedeutung zu verschaffen sucht. Ihre sogenannte "poetische Prosa" lebt von dekonstruktivistischen Mitteln, von inhaltlich richtigen Bildern, die jedoch durch die sich ständig verschiebenden semantischen Einheiten, schief erscheinen und neue, noch unentdeckte Satzinhalte aufblitzen lassen.

Obwohl Müller immer wieder darauf hinweist, wie sehr ihr die rumänische (bzw. im Allgemeinen: die romanischen) Sprachen gefallen, ja gar dem Deutschen in ihren Metaphern und der metaphorischen Tiefgründigkeit überlegen seien, fühlte sie sich der Staatssprache machtlos ausgeliefert.

"Was Rumänien von allen anderen Ländern, auch aus dem Osten, unterscheidet, ist dieser wahnsinnige Personenkult. Er wird immer stärker und führt immer mehr ins Absurde. Er hat alles ausgehöhlt, was in diesem Land noch einen

Sinn haben kann: die Sprache in erster Linie. Die Zeitungssprache besteht nur noch aus Hohlformen irgendwelcher Fertigteile, die aneinandergereiht werden." (Unbekannte Quelle.)

"18. Daß die[se] Sprachen nur aus Befehlen bestehen, laß dich nicht stören. Willst du sagen, sie seien darum nicht vollständig, so frage dich, ob unsere Sprache vollständig ist; - ob sie es war, ehe ihr der chemische Symbolismus und die Infinitesimalnotation einverleibt wurden; denn dies sind, sozusagen, Vorstädte unserer Sprache. (Und mit wieviel Häusern, oder Strassen, fängt eine Stadt an, Stadt zu sein?) Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmässigen Strassen und mit einförmigen Häusern." (Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen. Suhrkamp. Berlin 2003. § 18.)

Auch wenn Müller eine tiefe Abscheu dieser formalen Sprache entgegenbringt, sollte sie nicht unberücksichtigt lassen, daß sie selbst aus einer defizitären Sprache heraus diese Kritik formuliert. Diese Prägung, die Konfrontation mit einem rein oberflächlichen Sprachdiskurs schlägt einen bis heute aktuellen Bogen zu ihren Collagearbeiten.

„Im Haarknoten wohnt eine Dame“ (Rowohlt. Reinbeck 2000) und „Die blassen Herren mit den Mokkatassen“ (Carl Hanser Verlag. München 2005) sind Sammlungen solcher Cut-Ups, bei denen die materielle Wortgestalt, die aus einem Druckerzeugnis ausgeschnittenen, vor der Autorin auf dem Stehpult liegenden Worte sich allmählich ihren Kontext suchen, sich artikulieren und dem weiteren Verlauf des Textes die Richtung weisen. Herta Müller bezeichnet sich selbst, als eine nicht gern schreibende Autorin, die gar unter dem Schreiben leidet. „Ich glaube nicht an die Sprache.“ sagte sie einige Tage vor der Bekanntgabe ihrer Auszeichnung. Wie ernst kann man einen solchen sprachlichen Satz nehmen, der sich selbst in Frage stellt, der sich seiner eigenen Grundlage entbehren möchten? Sie müsse sich zum Schreiben zwingen oder – wie im Fall der Collagen – Tätigkeiten verrichten, die nicht nach Schreiben aussehen und letztlich doch in etwas münden, das mitteilenswert oder zumindest sichtbar/lesbar ist. Insofern sind die Collagen als nicht-sprachliche Antworten oder kontrastierende Spiegelungen eines Reintextes zu verstehen.

„im Federhaus wohnt ein Hahn
im Laubhaus die Allee
ein Hase wohnt im Fellhaus
im Wasserhaus ein See
im Eckhaus – die Patrouille
stößt einen vom Balkon dort
über dem Holunder
dann war es wieder Selbstmord
im Papierhaus wohnt die Stellungnahme
im Haarknoten wohnt eine Dame“

(Im Haarknoten wohnt eine Dame. Rowohlt 2000)

Bezüglich des Vermögens, mittels Schreiben und Literatur eine realistische Abbildung der Welt als bleibenden Wert erschaffen zu können, meint sie:

"Schreiben ist auch eine gewisse Art von Nachdenken, hat aber mit Nachdenken im gängigen Sinne gar nichts zu tun. Es ist eine gewisse Art, Dinge zu erfahren, die die Sprache besser weiß als man selbst. Die Formulierung, die man findet, weiß das, was man selber von sich erfährt [...] Daß man nie zu Ende kommt weiß man ja auch. Diese Vorstellung, daß man nie irgendwo hinkommt, nie irgendwo ankommt damit, ist wahrscheinlich der Grund, daß man weiterschreibt." (Interview mit Herta Müller von Maria T. Dias Furtado. In: Runa. Revista portuguesa de estudos germanísticos, Nr. 19. Lissabon 1993. S. 191)

Doch ist dies nicht nur eine Stellungnahme zum kleinteiligen, oft schmerzlichen Schreibprozeß selbst, sondern auch eine präzise Schilderung der Macht des Schreibprozesses einerseits auf Seiten der Autoren sowie andererseits der intendierten Rezeption während des Konsums auf Seiten der Leser.

"Die Unruhe ist in der Stille der Wahrnehmung ein Überfall. Versucht man den Überfall der Unruhe beim Schreiben zu treffen, die Drehung, durch die der Sprung ins Unberechenbare einsetzt, muß man in kurzen Takten seine Sätze schreiben, die von allen Seiten offen sind. [...] Die Angst vor dem Satz, der Unwille zum Schreiben – es ist fast ein Widerwille –, ist der einzige Grund, weshalb ich es tu. Das Schreiben ist jedesmal das Letzte, das, was ich (immer noch) tun kann, ja muß, wenn ich nichts mehr anderes tun kann. Es ist immer, wenn ich schreibe, der Punkt erreicht, wo ich mir selber (und das heißt auch mit dem, was mich umgibt) nicht mehr umgehen kann. Ich ertrage meine Sinne nicht mehr. Ich ertrage mein Nachdenken nicht mehr. [...] So kommt es, daß ich das Schreiben als das Gegenteil von Leben, und als das Gegenteil von Denken empfinde." (Rektorat der Universität – Gesamthochschule Paderborn (Hrsg.): Wie Wahrnehmung sich erfindet. Paderborn. S. 19–33.)

Autor und Schreibprozeß sind aufeinander bezogen, beeinflussen sich gegenseitig und gehen auf einander zu. Die (geschriebene) Sprache, so hinterhältig und oberflächlich sie auch sein mag, ist der wirklich letzte Anker zur Realität, jedoch nie mit ihr kongruent und nicht zuletzt der Nullpunkt einer (in diesem Fall künstlerischen) Selbstvergewisserung. Während des Entstehungsprozesse eines Textes ergibt sich die Möglichkeit, man könnte sagen: sie wird erzwungen, das Selbst neu zu konstituieren. Der Status der Schrift nimmt in dieser Doppelbeziehung eine therapeutische Stellung ein, die durch die Schrift als Beobachter und dynamische Referenz die Struktur des Textes webt und dem Autor die nahezu völlige Freiheit des Ausgestaltens ermöglicht, inklusive der eigenen Negation. Diese orientierungslose Pendelbewegung beschreibt Müller folgendermaßen: "Das Schreiben, die Verästelung der Gedanken von einem Satz zum Anderen kennt, da es nicht an der Oberfläche geschieht, keine Wege. Das Fortschreiben des Satzes ist das Aushöhlen der Gedanken. Will man in diesem Zusammenhang dennoch Verbindungen oder Wege ausmachen, so wird man diese

als Abbrüche und Umwege bezeichnen müssen. Alles, was zusammenfindet in einem Text, setzt sich aus Abgelegenem, Unwichtigem zusammen. Es ist der Schein, der, wenn er in allen seinen Nuancen zusammengetragen ist, so dasteht wie ein Gegenstand." (Müller, Herta: Der Teufel sitzt im Spiegel. Rotbuch Verlag. Berlin 1991. S. 41 f.)

Auf die Frage, ob der Eindruck richtig sei, ihre Bücher hätten jeweils einen anderen Sprachduktus, eine andere Melodie, antwortet Müller, es sei "kein Vorsatz. Wenn ich in dem Thema eines neuen Buches erst einmal drin bin, dann sucht sich das Thema seine Möglichkeiten, den Rhythmus, die Schnitte. Das Thema übernimmt die Regie. [...] Sprache an sich gibt es nicht, oder es gibt sie in der Literatur so, wie es sie im Alltag auch gibt. Das Erlebte ist ja nicht in der Sprache erlebt, sondern an Orten, an Tagen, mit bestimmten Menschen, und das alles muss ich in Sprache auflösen. Das ist künstlich, wie eine Pantomime des Geschehenen. Und ich kann nur versuchen, es so hinzukriegen, dass es in die Nähe des Eigentlichen kommt." (Die Zeit. 15.10.2009. Interview von Ulrich Greiner.)

„[N]ach jedem Buch denke ich: Jetzt nicht mehr, jetzt ist es gut. Aber wenn man einmal damit angefangen hat, sein Leben so aufzufädeln, dann kann man offenbar nicht mehr damit aufhören, man wird es nicht mehr los.“

In dem Vorwort zu dem aus den Paderborner Vorlesungen entstandenen Sammelband, heißt es resümierend mit Blick auf deutschsprachige Minderheiten- bzw. Exotenliteratur:

"Herta Müller, geboren und aufgewachsen unter den Bedingungen einer sprachlichen und nationalen Minderheitenexistenz in einem Dorf im Banat (Rumänien) hat in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre nicht nur das literarische Leben in der Bundesrepublik entscheidend geprägt, sie hat mit ihren Werken auch den Blick geschärft für die Qualitäten einer vor dem großen Exodus an den Rändern des deutschen Sprachraums entstandenen Literatur in deutscher Sprache, deren Vertreter heute nahezu ausnahmslos im Westen leben." (Zitiert nach: Elke, Norbert Otto: Augen/Blicke oder: Die Wahrnehmung der Welt in den Bildern. Annäherung an Herta Müller. S. 7.)

Innerhalb Herta Müllers schriftstellerischer Karriere, angefangen von stupiden Übersetzertätigkeiten hin zu den kürzlich entstandene cut-ups sowie einem aus größtenteils freier Rede zusammengestellten autobiographischen Interview-Hörbuch „[...] erwies sich die lyrische Prosa als die einzige adäquate literarische Form. Ihr Interesse galt nicht äußeren Zusammenhängen, Handlungen, Geschichten [...] oder gar der Unterhaltung, sondern allein oder vor allem der Selbsterkenntnis." (Haupt-Cucuiu, Herta: Eine Poesie der Sinne: Herta Müllers Diskurs des Alleinseins und seine Wurzeln. Igel Verlag. Hamburg 2001. S. 139.)

In einer Gesellschaft die schön, absurd, banal, starr oder zufällig zugleich zu erscheinen weiß, scheint das Individuum, das eigene Ego als das einzig Erkundenswerte zurückzubleiben. Doch das Recht auf Individualität ist zu jeder Zeit bedroht von übertriebenen Normzwängen (im Sinne eines herrschenden Systems), von innerfamiliären Planungen, oder auch nur von

rein zufällig sich darumherum etablierenden Faktoren.

"Das ist die Situation, in der ich mich oft gefragt habe, was ist mein Leben wert, ne, also wo ich dachte, ja, ich bin der letzte Dreck, und das ist alles so schwer im Leben. Und ich war vielleicht sechs, sieben Jahre alt, und ich dachte, es ist alles so schwer, das Leben ist ja so schwer. Und ich dachte, Mensch, meine Mutter ist jetzt dreißig, die leben schon so lange, wie hält man das überhaupt aus? Ja, es gab selten was, was schön war, was, wo ich mich hätte freuen können. Und dadurch kam sehr oft diese Frage: Was ist mein Leben wert? Und ich war mir dessen bewußt, es zählt nicht, ich zähle nicht, die Umgebung ist auf Tod aus, die ganze Landschaft, die schufteten und schufteten, und dann fallen sie um und die Erde schluckt sie, und dann ist vorbei. Und das habe ich schon als Kind immer präsent gehabt." (Deutschlandfunk. 4.02.2004. Von Katharina Narbutovic.)

Eine solche Situation gilt es dann zu hinterfragen und aus ihr herauszufinden; nicht nur für die kleine Herta auf der Wiese, die während des Küheweidens jeden vorbeifahrenden Zug als potenziellen Verräter sah, der sie nicht woandershin mitnahm, sondern auch für viele andere Menschen auch, die alle eine sehr, sehr ähnliche Biographie mit sich herumtragen - mit welchem Mittel auch immer; sei es auch nur - und damit im Widerspruch zu Herta Müllers statement - durch bloßes Nachdenken. Schreiben muß dazu niemand, selbst Sokrates wird nachgesagt, er habe sich nie um eine Zeile bemüht; Schrift sei ein die Menschen faul machendes Medium, da jeder glaube, es stets zugriffbereit zu haben. Und selbst Reden ist nicht wirklich hilfreich, wenn man der eigenen Sprache tatsächlich nicht (mehr) vertraut.

"6.521

Die Lösung des Problems des Lebens merkt man am Verschwinden dieses Problems.

(Ist nicht dies der Grund, warum Menschen, denen der Sinn des Lebens nach langen Zweifeln klar wurde, warum diese dann nicht sagen konnten, worin dieser Sinn bestand?)

6.522

Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt (!) sich, es ist das Mystische.

6.53

Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich die: Nichts zu sagen, als was sich sagen lässt, also Sätze der Naturwissenschaft - also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat -, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, dass er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat. Diese Methode wäre für den anderen unbefriedigend - er hätte nicht das Gefühl, dass wir ihn Philosophie lehrten - aber sie wäre die einzig streng richtige.

6.54

Meine Sätze erläutern dadurch, dass sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie - auf ihnen - über sie hinausgestiegen ist. (Er muss sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)

Er muss diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig.

7

Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen." (Wittgenstein, Ludwig: Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus. Suhrkamp. Berlin 2001.)

Zum Schluß aber doch noch einmal Herta Müller:

"Also, ich will was erzählen, ich will was sagen. Und um das zu machen, muß ich ja in die Sprache gehen in meinem Fall, und dann muß ich das suchen, ich muß so lange suchen, bis ich den Eindruck habe, es tangiert irgendwo, es kommt einigermaßen in die Nähe. Und dem kommt es nur in die Nähe, wenn ich es ganz anders mache, also, wenn ich es zertrümmere und wenn ich es durch Sprache noch einmal zusammensetze. Und wenn ich dann Glück habe, erwische ich wieder viele Kleinstdetails, die in der Zusammensetzung von sich aus vielleicht wieder etwas ergeben, was dem, was ich mitschleppe, in die Nähe kommt. Ich kann den Schock, den ich erzeugen will, nicht berechnen. Das ist für mich etwas Instinktives. Und wenn es diese Drehungen im Kopf auslöst, die das ganze viel weiter katapultieren, als der Satz in sich ist, das sind Sachen, die kann man, also ich kann sie für mich [...] nicht berechnen [...] [.] Es ist für mich die einzig feststellbare Qualität." (Deutschlandfunk. 4.02.2004. Von Katharina Narbutovic.)

Herta Müller wohnt und arbeitet in Berlin–Grunewald

Kontakt über den Haser–Verlag